

Carsten Prien: Rätepartei. Zur Kritik des Sozialistischen Büros. Oskar Negt und Rudi Dutschke. Ein Beitrag zur Organisationsdebatte, Ousia Lesekreis Verlag, Seedorf bei Bad Segeberg 2019, 190 S.

Carsten Priens Werk zieht seine ganze Faszination daraus, dass sein Thema weder im kollektiven politischen noch im geschichtswissenschaftlichen Gedächtnis präsent ist. Der späte Rudi Dutschke, also der Dutschke der siebziger Jahre, um den es hier geht, wird kaum erinnert und noch weniger diskutiert. Und auch das hier thematisierte Sozialistische Büro, um das es dem Autor insofern geht, als es den Weg Dutschkes kreuzte, ist mehr bekannt als erkannt.

Der Autor führt uns in die Mitte der „roten siebziger Jahre“, als es zur sogenannten zweiten Organisationsdebatte der westdeutschen Linken kam. Und er erinnert an Dutschkes einflussreiche Interventionen in diese, auf eine neue linkssozialistische Partei-gründung abzielende Diskussion. Dutschke wandte sich dabei nicht nur, aber wesentlich an das Milieu des sich damals auf seinem politischen Zenit bewegenden Sozialistischen Büros (SB), der wohl wichtigsten und originellsten Organisation dessen, was sich als „Neue Linke“ verstand. Seine Erzählung ist einfach: Es sei darum gegangen, das Sozialistische Büro mit seinem spezifischen Arbeitsfeldansatz zu einer linkssozialistischen, sich auf ein umfassendes Delegiertenrats-system stützenden Rätepartei umzuorganisieren. Nur so hätte man das Versprechen von „68“, eine linke Massenkraft jenseits von reformistischer Sozialdemokratie und

stalinistisch-maoistischem Kommunismus zu formen, in die Realität umsetzen und auf diesem Wege den politischen Ausweg aus der jahrzehntelangen, spezifisch deutschen Misere der Linken weisen können. In dieser Auseinandersetzung hätten sich der revolutionär-marxistische Weg Dutschkes und der reformistisch-opportunistische Weg Oskar Negts, damals so etwas wie der Cheftheoretiker des SB, gegenübergestellt. Priens übergreifende Frage ist dabei, wie man die Notwendigkeit einer revolutionären proletarischen Partei mit dem demokratischen Zentralismus versöhnen und so „Dutschkes Theorie-Torso zu einer Rätepartei“ als „Fixstern“ nutzen könne, „an dem sich die Linken in der Tradition Rosa Luxemburgs orientieren können“ (S. 13).

Leider hält jedoch das Büchlein nicht, was sein interessantes Thema verspricht. Als historische Arbeit von allenfalls beschränktem Wert weist es als politisch-theoretischer Traktat substanzielle Schwächen auf. Weder werden wir nachvollziehbar informiert über den historischen Kontext oder über jenes Sozialistische Büro, zu dem fast jede(r) Linke(r) eine Meinung, aber wenig Kenntnis hat (es gibt fast keinerlei Literatur zur Geschichte desselben). Noch werden uns die tragenden Konzepte wirklich nahegebracht. Was der im Zentrum des Buches stehende Arbeitsfeldansatz eigentlich genau gewesen ist (jenseits des Hinweises, dass sich die SB-Mitglieder damit in ihren Berufs- und Tätigkeitsfeldern organisierten, um es den Massen zu ermöglichen, „revolutionäre Selbsttätigkeit zu entfalten“ (S. 14), erfahren wir genauso wenig wie

die wirkliche Funktionsweise und Organisationsform einer zur großen Alternative stilisierten Rätepartei. Auch die vom Autor zum historischen Zweikampf überhöhte Auseinandersetzung zwischen Dutschke und Negt hat eine bemerkenswerte Schiefelage, denn sowohl Negts wie Dutschkes tatsächliche Rollen werden hier unzulässig aufgebläht. So wie sich Dutschke nur in einer überschaubar kurzen Zeit wirklich in die Auseinandersetzungen des SB eingemischt hat, so wird auch Negts vermeintlich omnipräsente Rolle stark über-, die viel tragenderen Rollen von Klaus Vack und Andreas Buro gänzlich unterschätzt. Weder war das SB, wie behauptet, die dialektische Aufhebung der sogenannten Basis- und Betriebsgruppenbewegung von 1968/69, noch ging der Arbeitsfeldansatz auf Dutschkes Idee eines Marsches durch die Institutionen zurück.

Der schon früher sich zum Vordenker eines Neo-„Dutschkismus“ aufspielende Prien möchte, so hat's den Anschein, Dutschkes alte Rechnungen begleichen – und er bedient sich dazu einer Sprache, die so stark den Siebzigern verhaftet bleibt, dass es wehtut. Durchgängig ist die Rede nur von dem vermeintlich „opportunistischen Zentrismus“ der SB-Führung und Negts, die eine „prinzipienlose Einheit der Organisation“ dadurch versucht hätten zu wahren, dass sie „eine in Worten revolutionäre Theorie mit einer tatsächlich reformistischen Praxis“ (S. 22) verbunden hätten. Die vom SB vertretene politische Position, die Gewerkschaften nicht, wie andere Linksradikale, zerschlagen zu wollen, sondern vielmehr in denselben

für eine selbsttätige Aktivierung und Organisation von Lohnabhängigen einzutreten, ist ihm schlicht „versöhnlerisch“ (S. 16). Und der vermeintliche „Zentrismus“ ist ihm keine allgemeine Form politischer Theorie und Praxis, sondern Ausfluss einer historischen Besonderheit, die „in der deutschen Ungleichzeitigkeit“ (S. 69) wurzelt und „die Geschichtslosigkeit der deutschen Linken“ (S. 67) spiegelt – eine Integrationsideologie, „die die Funktion hat, in der Theorie Gegensätze miteinander zu versöhnen, die in ihren organisatorischen Konsequenzen unvereinbar sind“ (S. 105). Wirklich nur in der Theorie? Und wer bestimmt hier eigentlich, was unvereinbar ist? Und was das mit deutschen Besonderheiten zu tun hat, wenn doch der beklagte Umstand auch in allen nicht-deutschen Ländern zu beobachten ist, weiß nur der (anti-)deutsche Linke. Auf jeden Fall verberge der „Bürozentrismus“ hinter seinen „Phrasen von Basisdemokratie“ den „Ultrazentralismus der Zentristen“ (S. 31), und „Negts Opportunismus“ münde schließlich „in offenes Liquidatorentum“ (S. 35).

Mit seiner Suada von Verrats- und Opportunismusvorwürfen solle zwar, so Prien nonchalant, „keine Betrugsabsicht unterstellt werden“, vielmehr bloß „eine gutwillige Selbsttäuschung“ (S. 38), doch schon kurz darauf fabuliert er wieder von der „heuchlerischen Bescheidenheit der Zentristen“ (S. 67). Gegen einen solchen „Dutschkismus“ hätte sich der Namensgeber sicherlich mit Vehemenz und Recht gewendet – seine tief verwurzelte und in den 1970er-Jahren machtvoll durchbrechende Aversion gegen

sektiererische Kindereien wie diese gehört zum besten Erbe Dutschkes.

Was ist eine revolutionär-sozialistische Organisation? Wie sollte und wie könnte diese organisatorisch aussehen, um einen Ausweg aus dem ebenso politischen wie historischen Dilemma von Sozialdemokratie und Stalinismus zu weisen? Wie schreibt sich die Geschichte der roten 1970er-Jahre und des Sozialistischen Büros in diese Erfahrung ein? Und wie vermittelt sich diese historische Erfahrung zur heutigen Zeit und zur heutigen Linken? Das wäre ein Thema, das der engagierten Diskussion und eines historisch aufgeklärten Blickes Wert wäre. Prien ist dem leider nicht gewachsen. Die von ihm vollmundig ausgerufene „Dialektik der Geschichte“ ist – O-Ton – eine Matroschkapuppe, in der eine Naturgeschichte stecke, in der eine Gesellschaftsgeschichte stecke, in der eine Dialektik des Kapitals stecke, in der eine Organisationsgeschichte des Proletariats stecke. So hat die Natur bei ihm eine tätige Seite und „wird sich im Menschen fortschreitend ihrer selbst bewusst. Der Mensch ist daher nicht nur ein Naturwesen, er ist zugleich das werdende Wesen der Natur.“ (S. 43)

Da hat dann einer offensichtlich zu viel Schelling getrunken und Weltgeist inhaliert – einen Weltgeist des linken Radikalismus, der sich im Traum einer neuen Unmittelbarkeit zu erkennen gibt. So wie „die geschichtliche Form des unmittelbaren Gemeinwesens das Gemeineigentum“ (S. 44) sei, müsse auch die von ihm vertretene Partei neuen Typs „die fortschreitende Selbstaufhe-

bung des abstrakt Allgemeinen hin zu einer unmittelbaren Identität des Einzelnen und Allgemeinen im Besonderen“ (S. 58) zu ihrer historischen Aufgabe machen, während sich deren Parteimitglieder „in der unmittelbaren Erfahrung der Belegschaften“ (S. 59) zu verankern hätten. Das hat mit einer erfahrungsgesättigten historischen Theorie von Emanzipation wenig, mit den floskelhaften Kurzschlüssen eines linken Radikalismus aber umso mehr zu tun. Und so gleicht das von ihm mit viel Detailliebe aufgezeichnete Modell einer Rätepartei dann auch gänzlich einem Naturkristall, aber keinem Abbild menschlicher Organisationsformen.

Christoph Jünke

Volker Eick/Jörg Arnold (Hrsg.): 40 Jahre RAV – Im Kampf um die freie Republik und um ein demokratisches Recht, Westfälisches Dampfboot, Münster 2019, 417 S.

2019 ist der RAV 40 Jahre alt geworden. Zu diesem runden Geburtstag haben viele seiner Mitglieder und Freunde ein Buch zur Verteidigung der freien Republik geschrieben. Nun wird sich der eine oder die andere fragen, was denn RAV wohl bedeutet – jedenfalls stellte mir diese Frage ein guter Freund – selbst Jurist. RAV bedeutet: „Republikanischer Anwältinnen- und Anwälteverein“. Die Frage wirft leider ein Licht auf den Bekanntheitsgrad des Vereins, der deutlich größer werden könnte. Das stellen unterschiedliche Autoren auch selbstkritisch fest, aber welches Kraut ist gegen Mitgliederstagnation in